

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

221 (22.9.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, den 22. Sept.

des „Volksfreund“

Nummer 221 — 1915

Deutsche Gefangene in Frankreich.

Die nachstehende interessante Schilderung stammt von einem französischen Mitarbeiter der deutschen Parteipresse. Wenn sie auch nur eins der verschiedenen Gefangenenerlebnisse in Frankreich betrifft, und vom Leben unserer Soldaten darin nur einige Momente der langen Zeit festhält, so möge sie doch ihrer Eigenart wegen und weil sie zeigt, daß man nicht alles grau in grau zu sehen braucht, wenn von trüben fortgesetzten beunruhigenden Nachrichten über das Schicksal unserer Landsleute einlaufen, hier wiedergegeben sein.

Wir schlenderten im Hafenviertel herum, als wir bei einer Straßenkreuzung auf einen Trupp Neugieriger aufmerksam wurden. Wir wollten weitergehen. Da hörte ich jemand rufen: „Les voilà!“ (Da sind sie!).

Ich sah zunächst nichts. Plötzlich vernehme ich jenes dumpfe, taktmäßige Geräusch marschierender Truppen: Krumm—krumm—krumm—krumm. Ueber die Köpfe der Neugierigen hinwegbildend, sah ich in marschmäßiger Ordnung — deutsche Soldatenmühen.

„Das sind die Gefangenen; sie arbeiten hier im Hafen“, erklärte mir mein Freund. Die Erscheinung deutscher Soldaten in dieser abgelegenen Hafenstadt Westfrankreichs überraschte und überwältigte mich. — Krumm—krumm —

Ich stand vor ihnen. Kräftige, von Gesundheit frohende Gestalten. Es lag Jugend und Intelligenz über dem grauen, farblosen Zug. Alle blühten mit demselben selbstbewußten Gleichmut gerade aus. Nichts verriet ihre Gefühle oder Gedanken.

Nichts? — Dieser philosophische Gleichmut ließ in Wahrheit auf eine lange Gedankenarbeit schließen. Ich hatte so viel von der „Mißhandlung“ der deutschen Kriegsgefangenen gelesen, so viel von der Brutalität der deutschen „Barbaren“ gehört, daß sich mein Blick an diesen Gesichtern festhaute, um die Wahrheit herauszufinden. Wer nicht blind war, konnte sie auf den ersten Blick sehen. Diese muskulösen Gestalten, mit den gefunden, wettergebräunten Gesichtern, dieser selbstbewußten Gleichmut, zeugten laut, daß diese Kriegsgefangenen weder mißhandelt werden noch unterernährt sind.

Barbaren, diese offenen, intelligenten Gesichter? Ich atmete tief auf. Wenn man ein Jahr lang immer wieder dieselben wahnwitzigen Märchen hört, wird man von dem dunkeln Aberglauben etwas angefaßt. Ein ergaunter Mann, der neben mir stand, sagte halb überrascht, halb befriedigt: „Ce sent des hommes comme nous autres.“ (Es sind Menschen wie wir.) Der Mann hatte offenbar an die Gesichter von den „Barbaren“ geglaubt. Nun er sie gesehen hat, konstatiert er: Es sind Menschen wie wir.

Ich schloß mich dem Zuge an, um mir die Gefangenen näher anzusehen. Nur wenige trugen den Soldatenrock. Fast alle waren mit Jade und Socke aus schwarzem Drilich bekleidet, worauf mit weißer Farbe P G prisonnier de guerre (Kriegsgefangener), aufgedruckt war. Ebenso selten waren Stiefel. Die meisten trugen die in Südfrankreich von den Arbeitern viel getragenen espadrilles, Halbschuhe aus Drilich, deren Sohlen aus Schnüren gefertigt sind, ein im Sommer angenehmes und widerstandsfähiges Schuhwerk. Alle hatten einen Proviantkoff in der Schulterbänder, aus dem eine geleerte Flasche heraus sah und in dem man an der gebauchtesten Form einen zinnernen Napf erriet. In den letzten Gliedern trugen einige Soldaten fünf große, zinnene Kessel, die je gut 50 Liter enthalten konnten. Ich zählte die Gefangenen: es waren ungefähr 260 Mann. Offenbar bereiteten sie sich das Mittagessen an ihrem Arbeitsplatz.

Während ich so neben dem Zuge herging, überkam mich ein brennendes Bedürfnis, den Leuten ein freundschaftliches Wort in ihrer Muttersprache zuzurufen. Wie erdrückt von diesem Wunsche neben den Soldaten hergehend, löste es sich schließlich mit heiterem Haß zu mir herüber: „Du alter Kamel!“

Ein Soldat hatte es scherzweise seinem Kameraden zugerufen; ich nahm es aber für mich und lächelte. O süßer Laut der Muttersprache!

Im letzten Glied marschierte ein Feldwebel, der Typus des Berliner Handlungsreisenden. Er war in voller Uniform, natürlich ohne Waffen. Eskortiert wurde der Zug von einigen französischen Landwehrlenten mit aufgestellten Bajonetten.

Den ganzen Weg entlang hörte ich aus der Menge kein feindseliges Wort, sah ich keine verächtliche Gebärde, stumme, manchmal feindselige Neugierde begleitete den Zug. Nicht selten sah ich sogar, wie die Frauen und die Soldaten einander zulächelten. . . . Und doch mochte so mancher Neugieriger gekommen sein, um die „Mörder“ eines ihm neuen Toten zu sehen!

Eine leerstehende Fabrik, aus mehreren weitläufigen Gebäuden bestehend, nahm den Zug der Gefangenen auf. Von der Plankeinfriedigung konnte man das Innere des Hofes, der etwa 1000 Quadratmeter messen mochte, und wovon ungefähr die Hälfte durch Stacheldraht abgeperrt war, übersehen. Die Gefangenen waren in Reihen zum Appell aufgestellt. Ein französischer Hauptmann und einige Unteroffiziere konferierten mit dem deutschen Feldwebel, der ich vorhin im Zuge bemerkt hatte. Von Zeit zu Zeit überlegte dieser den Gefangenen mit schnarrender Kommandostimme das Resultat der Unterredung, ein Notizbuch in der Hand herumsehend.

Letzter konnte ich nur die und da ein Wort verstehen, da die Entfernung zu groß war. Von den Soldaten, deren Haltung eher amüsierte Neugierde als furchtame Unterwürfigkeit ausdrückte, traten schließlich einige vor. Offenbar reklamierten sie frisches Schuhzeug, was einer

der Unteroffiziere notierte. Nebenstand ein Militärarzt, wohl für den Fall der Krankmeldung.

Nachdem die Schuhfrage erledigt war, traten die Gefangenen ab. Eine dicke Stoppeldecke blieb jedoch um einen Unteroffizier, der die Korrespondenz austeilte. Einige Gefangene; um schneller heranzukommen, überstiegen den Stacheldrahtzaun, ohne daß der Wächtposten eingriff. Eine andere Gruppe sah man nach vorn abgehen und bald darauf, mit kleinen Paketen beladen, zurückkommen: Diebesgaben aus der Heimat.

Einige andere scheuerten die zinnernen Kessel blank. Die Mehrzahl wusch sich hinter einer Einfriedigung vor dem Hauptgebäude. Früher, erzählte mir eine Frau, wuschen sich die Soldaten im Freien. Jetzt ist ein Dach über dem Waschplatz und ein Baum davor angebracht. Die Frau rühmte die Sauberkeit der Soldaten: „Die meisten ziehen sich bis zum Gürtel aus und waschen sich Brust und Rücken.“

Die Bemerkungen, die die Neugierigen austauschten, bildeten einen erbaulichen Kommentar zu dem friedlichen Bilde da drinnen, das mich an einen deutschen Turnverein erinnerte. Nur wenn der Berliner Handlungsreisende sprach, wurde man an einen Kaiserhof erinnert. Der französische Hauptmann begnügte sich, zuzuhören, während der diensttuende Adjutant (Offizierstellvertreter) fortwährend Gebärden machte, als wollte er sich entschuldigen.

Nach dem Appell und der Reinigung ging es zum Essen. Es war mittlerweile 7 Uhr geworden. Als Speisesaal diente offenbar das Hauptgebäude. Ich zählte 20 blühblanke, riesige zinnene Schüsseln, die in das Hauptgebäude getragen wurden. In jeder der Schüsseln saß ein großer Schöpflöffel. Einige Gefangene trugen in einem Teller oder einem Glase etwas besonderes, wahrscheinlich vom Arzt verschrieben.

Das spielte sich alles ohne Kommandos, Schreien und Schelten ab. Vor einem der Gebäude waren einige Bänke aufgestellt, auf denen es sich einige Soldaten, bevor es zum Essen ging, bequem gemacht hatten, aus langen deutschen Pfeifen rauchend.

Eine meiner Nachbarinnen hatte die zum Trocknen aufgehängte Wäsche bemerkt und sagte naiv: „Die wäscht wohl die Frau Portiers?“ „Ach wo!“ sagte die andere, die mit den Gewohnheiten des Gefangenenerlebnisses vertraut war, „die waschen sie sich selber.“ Worauf sich die erste über die Sauberkeit der Wäsche verwunderte.

„Ja, sauber sind sie.“ sagte die Zweite, „sehen Sie nur die Kessel an, wie die blinken, und immer noch scheuern sie daran herum.“

Die Sauberkeit der Gefangenen bildete einen unerklärlichen Gegenstand der Verwunderung der Frauen, um nicht zu sagen „Bewunderung“. Als der deutsche Unteroffizier mit seiner knarrenden Kommandostimme zu den Gefangenen sprach, bemerkten die Frauen bedauernd: „Jetzt kriegen sie etwas ab. Welche Frechheit!“ „Na, meinen Sie, daß sie unglücklich sind.“ protestierte meine Nachbarin. „Ja, das ist wie mit den Unseren in Deutschland“ entgegnete ein älterer Herr. „Denen geht es gewiß auch nicht schlecht. Trotzdem sagt man, daß die Unseren in Deutschland mißhandelt werden, wie man sicherlich dieselben Geschichten in Deutschland erzählt.“

Bien sûr (ganz sicher), pflichteten die andern bei J. St.

Aus feldpostbriefen.

Der Philosoph mit einem Bein.

Wie Genosse Heilmann von der Chemnitz „Volksstimme“ derzeit an den Folgen eines schweren Kopfstoßes in einem Lazarett zu Hamburg liegt, so ist auch sein Debattationskollege Meier auf dem polnischen Kriegsschauplatz schwer verwundet worden. Meier hatte im Schützengraben Schmerzensschreie gehört, er kletterte heraus, um den Verwundeten zu suchen; da traf ihn ein Granatsplitter am linken Unterschenkel. Das war am 3. August. Am 18. August schrieb Meier an Heilmann:

„Leber die Fährten nun von Feldlazarett zu Feldlazarett — mit kaputten Knochen, zum Teil in federlosen Proviantkolonnen, mit nur wenig Stroh als Unterlage — über die verfluchte polnische Fliegenplage will ich schweigen. Am 8. August gelangte ich endlich in ein Lazarett (N. 2. 99). Sie sind wenige Tage zuvor dort gewesen, etwas mehr Verwundete beiderseits, und wir hätten uns getroffen; ich konnte jedenfalls über Ihre Verwundung eine beruhigende Mitteilung erhalten, dessen innere Einrichtung eine ordnungsmäßige Behandlung meiner Wunde ermöglichte. Mein Wundverband befand sich leider nicht in vorchriftsmäßigem Zustand, die provisorischen Maßnahmen hätten den Entfester der aseptischen Methode keineswegs befriedigt. Wie sah die Wunde aus! Der Unterschenkel mußte amputiert werden. Der Arzt versicherte mir glaubhaft, daß die Verwundung nicht das geringste damit zu tun habe, der Unterschenkel müsse weg, da das Geschosshäutchen schon zu arg demoliert habe. Ich glaub' es ihm — aber die Fliegenplage hatte mir doch recht furchtbar zugesetzt.“

Nun habe ich Ihnen eigentlich noch keine Zeile darüber geschrieben, wie es mir jetzt geht. In den paar Worten bis jetzt (das heißt bis zu diesem Punkte) schreibe ich einen reichlichen Fog. Zwei Sätze, dann mach' ich erst einmal die Augen zu oder ich muß einmal die Decke über die Schulter ziehen, oder es gilt einen plötzlichen Schmerz totzuweisen — denn mein Bein, das ist ein ganz verteiltes Bein! und es hätte das „Auf“ zu halten. Parbon? Wie, das sei ein schiefes Bild? Auch mein amputiertes Bein ist ein schiefes Bild, denn es ist ja nicht mehr da — aber dennoch: wie ist es da! Du liegst im Bette auf dem Rücken, lang ausgestreckt auf Worte und Luftschiffen. Dein Weintuch, schon eingepakt, läßt dich nichts Schlimmes ahnen. Du bist matt, matt; möchtest gern schlafen. . . . Gut! . . . wie ein Peitschenhieb auf die Wunde, wie ein elektrischer Schlag durch den ganzen Leib. Nun, wenn du kannst, schick' mein Sohn. Dieses netliche Nervenpiel in der Stunde fünfmal, auch zehnmal. Es ist überhaupt selbstan, von welcher Seite der Wunde sich nach einer Gliederamputation er-

weisen (es ist aber allbekannt schon und ich erzähle nichts Neues, aber von meinen Nerven, das ist doch noch nicht bekannt — und das entschuldigt meine lazaritische Schwachhaftigkeit — Gut!! — Die Zähne zusammen!) Es ist lieblich. Ich habe durchaus nicht das Gefühl eines geküßten Beines, ich fühle meine Fußgelenke (des linken Beines) sich bewegen, ich empfinde Schmerzen in der Fußhohle, die mich mit einem Ruck zusammenfahren lassen, die Taster eines Elektrischerapparates umföhlen mein imaginäres Bein, so lang und schön wie es gewachsen war, mit einer Stromstärke und Beharrlichkeit, die der Teufel freisen möge.

Der Amputation am 8. August (die noch in Rußisch-Polen vollzogen wurde) folgte eine zweite Operation am 15. August im Lazarett in Ingolstadt, wohin mich auf sehr bequemer Fahrt der Bremer Lazarettzug gebracht hatte. Die Verwundung hatte mich einen sehr großen Blutverlust gelostet, dann die Folgen meiner Operation; kein Wunder, daß sich mein Körper die paar Wochen daher wie zerstückelt fühlte. Jetzt (will ich hoffen) stellt sich nun der Appetit wieder ein.

Wie ich mich nun im allgemeinen zu meiner Verletzung fühle? Vernünftig und ganz ruhig. Ein wenig Philosophie hat mir bisher über Fahrnisse des Lebens hinweggeholfen, und so konnte mich ein solcher Schlag eigentlich nicht treffen. Bin ich mit zwei Beinen — soll ich es weniger sein mit einem Bein? Wahrscheinlich: nicht das abgeschüttelte Kopfhaar, auch nicht ein amputiertes Glied verringern die Persönlichkeit des Menschen. Und mir geht eine ganz tapfere Frau zur Seite. Das lernt man in schwerer Stunde schätzen.“

Dermishtes.

Die weißen Sklaven der Standard-Oil-Company. Ein anschauliches Bild der Hölle, als die sich die Petroleumkooffizier der berühmten amerikanischen Standard-Oil-Company für die Arbeiter erweisen, entrollt eine Schilderung des „Abanti“. Die weißen Sklaven der amerikanischen Gesellschaft bringen es danach fast nie auf mehr als 45 Jahre. Jung, frisch und stark sind sie nach Amerika gekommen, um das Glück zu suchen, und sie finden einen vorzeitigen Tod nach einem Leben unagabarer Qualen. Man braucht sich nur einmal das Leben eines Arbeiters zu vergegenwärtigen, der die Apparate zu reinigen hat, die der Petroleumdestillation dienen. Mächtig werden Laufende von Tonnen Petroleum in diese Apparate eingelassen, unter denen beständig ein Feuer unterhalten wird, um die verschiedenen Produkte von dem Erdöl zu scheiden. Als Rückstand bleibt im Apparat eine schwarze Masse, die der mit der Reinigung betraute Arbeiter entfernen muß. So steigt er denn eine Stunde nachdem das Feuer gelöscht ist, in den Apparat. Um sich die Füße nicht zu verbrennen, trägt er ungeheuer schwere Stiefel. Er hat außerdem drei Paar Hosen und drei Genden an, die völlig mit kaltem Wasser durchtränkt sind, damit er der ungewöhnlichen Hitze widerstehen kann. Die Hände und der Kopf sind von Gamschuh und Leberzügen bedeckt, die gleichfalls mit Wasser durchtränkt sind. So ausgerüstet steigt er in den Apparat, um mit gewaltigen Hammerschlägen die Masse in haltender Eile von den Wänden herunterzuschlagen. Aber länger als drei oder vier Minuten kann er es nicht aushalten. Er springt dann völlig erschöpft aus dem Apparat und stürzt sich gierig auf den bereitstehenden Kaffee. Man erzählt, daß die Arbeiter nicht selten auf einen Zug einen vollen Eimer Kaffee leeren. Zwei Minuten darf sich der geplagte Arbeiter Ruhe gönnen, ehe er wieder in die Hölle hineinsteigt. So arbeitet er acht, zehn und mitunter auch zwölf Stunden, um am Ende der Woche einen Lohn von 14 bis 18 Dollars zu erhalten.

* Der Erfinder der Gasbomben. Im „Niederfachsen“ ist zu lesen: Christoph Bernhard Freiherr von Galen, Fürstbischof von Münster (1650—1678), war ein gar freitbarer Herr, der in seinen Kämpfen gegen das widerpenstige Münster, gegen Türken, Holländer und Schweden manchen rühmlichen Strauß ausgefochten hat. Auch mancherlei Verbesserungen im Gezeuwesen und in der Schießtechnik werden ihm zugeschrieben. Er vervollkommnete die Kunst des Richtens und Zielens und erfand die wenig wirksamen Kollugeln durch explodierende Gasfugeln, die in ihren vierfingern bilden Wandungen Koch, Schwefel, Salpeter und Pulver bargen. Auch Brandbomben soll der Fürstbischof schon verwendet haben, in denen beim Aufschlagen und Spreizen sich eine brennbare Masse entzündete, die unverspritzte und alles in Brand setzte.

Die ersten Gasbomben soll Christoph Bernhard bei der Belagerung der holländischen Stadt Groningen (1672) verwendet haben. „Ein riesiges Materiefah schlug ein, und als er zerbrach, kam eine Art kleiner Kanone zum Vorschein, die abwechselnd Kugeln und mit Schrotzweiden und schredlichen Geschossen bedeckte Kuppelstücke ausstieß. Zu gleicher Zeit entfloß dem Geschoss eine Masse, die die Luft ringsum verpestete und die Einwohner zwang, die Gegend, wo eine solche Bombe einschlug, zu verlassen.“ Eine große Anzahl der Bewohner der Stadt, die in den mit seltsamen Feinden versehenen Kuppelstücken einen Zauber vermutete, soll der Wirkung dieser Gase, über deren Zusammensetzung wir nichts wissen, zum Opfer gefallen sein.

Heiteres.

Zur Mehrung militärischer Sachkunde! Dem Kriegesgenossen der „Champagne-Beitung“ entnehmen wir folgende Belehrungen:

Appell — dienstfreier Dienst; erste Stufe zum Nachgezeugeren.

Champagne — Zufluchtsort sämtlicher Fliegen der Welt.

Kapitulanz — Mann, der im Frieden kriegerische und im Kriege friedliche Neigungen zeigt.

Nebemann — Mann, nach dem man sich richten muß, auch wenn er der dünnste Keil von der Welt ist.

Bett — altertümliches, in Vergeßlichkeit geratenes Möbel.

Strohfaß — ein mit Holzvolle oder Papierschnitzel gefüllter Faß.

Unterstand — Raum, in dem man nicht untersteht, sondern nur sitzen kann.

Zeltstabe — Gegenstände, durch deren Befestigung man Platz im Tornister erhält.

Stiefelappell — einzige Gelegenheit, wo der Soldat bernagelt sein darf.

Denken — Glückssache.

Maus — findet sich oft im Unterstand.

Mäuschen — findet sich leider nie im Unterstand.

Butter — siehe Stiefelappell.

Offizierstellvertreter — Mann, der kein Offizier, sondern Feldwebel ist.